

Jugendsozialarbeit

→ aktuell

Nummer 174
Februar 2019

Sehr geehrte Leser*innen,

ein Leserkommentar in meiner heutigen Tageszeitung begann mit den Worten „Ich bin kein Rassist, aber (...)“. Nun ja, wer würde sich auch selbst als Rassisten bezeichnen? Gerade in der Sozialen Arbeit, wo Rassismus so gar nicht zum beruflichen Selbstverständnis passt.

Seit knapp zwei Jahren begleite ich im Beirat unser Projekt „Migrationssensible und rassismuskritische Kompetenz in der Jugendsozialarbeit“. Eine Zeit, in der mir immer deutlicher wurde, wie sehr wir - als Personen und Einrichtungen - von Rassismen bestimmt und beeinflusst sind und wie schwer es fällt, dies anzunehmen und nach Wegen zu suchen, damit um- und dagegen vorzugehen.

Dieser Beitrag nimmt zentrale Gedanken aus den Vorträgen einer Tagung auf, die die LAG KJS NRW im Dezember vergangenen Jahres zum Thema „Rassismus in der Jugendsozialarbeit“ gemeinsam mit dem Institut für interkulturelle Bildung und Entwicklung (INTERKULT) des Fachbereichs Angewandte Sozialwissenschaften der TH Köln sowie dem Landschaftsverband Rheinland durchgeführt hat. Von diesen Gedanken ausgehend legt Anne Broden im weiteren dar, warum sich die Soziale Arbeit auf unterschiedlichen Ebenen den Fragen von individuellem und institutionellem Rassismus stellen muss und in welchem Maß diese in diskriminierende strukturelle Rahmenbedingungen eingebettet sind.

Am 08.11.2019 wird sich die LAG KJS NRW in der Folgeveranstaltung weiter mit dem Thema befassen. Save the date!



Stefan Ewers
Geschäftsführer

Rassismus - Ein Thema für die Soziale Arbeit!

Anne Broden

Einführung

Rassismus und andere Diskriminierungen gehören sowohl für zahlreiche Kinder und Jugendliche, die ihren Lebensmittelpunkt schon immer in Deutschland hatten, als auch für junge Geflüchtete zum Alltag. Die mit den Diskriminierungen einhergehenden Verletzungen wirken sich negativ auf ihr Selbst- und Weltverständnis aus. Sie beeinträchtigen ihre Partizipationsmöglichkeiten und Chancen in vielen Lebensbereichen. Diese Realität gilt es im (sozial-)pädagogischen Alltag zu erkennen und ihr angemessen zu begegnen. Die Tagung „Jugendliche zwischen Verletzung, Wut und Erfahrungen der Selbstwirksamkeit. Zum Umgang mit Rassismus in der Jugend(sozial)arbeit“ bot für rund 130 Teilnehmende eine gute Gelegenheit, sich der Notwendigkeit einer differenz- und diskriminierungssensiblen Sozialen Arbeit aus verschiedenen Perspektiven anzunähern.

Strategien junger Menschen im Umgang mit Rassismuserfahrungen

In ihrem Vortrag „Jugendliche zwischen Verletzung, Wut und Erfahrungen der Selbstwirksamkeit“ beschreibt Dr. Astride Velho, Erziehungswissenschaftlerin und Psychologin aus München, verschiedene Strategien Jugendlicher im Umgang mit Rassismus. Sie unterscheidet zwischen Assimilierungsversuchen und Selbstethnisierungsprozessen. Einen Assimilierungsversuch sieht Velho beispielsweise in Selbstrepräsentationen als *Andere*¹. So stellt sich Mehmet plötzlich als lateinamerikanischer *Sergio* vor, um den negativen Zuschreibungen, die ihn als *Muslim* treffen, zu entgehen. Er zieht die exotisierenden Zuschreibungen, auf die Lateinamerikaner*innen in Deutschland stoßen,

aktuell

Jugend

Durch Assimilierungsstrategien hoffen junge Menschen auf Anerkennung ihrer Zugehörigkeit und Minderung von Diskriminierung.

den Ressentiments und Diskriminierungen vor, denen er als *Muslim* ausgesetzt ist. Die exotisierenden Zuschreibungen erscheinen ihm weniger gewaltvoll, vielleicht sogar als positiv. Mit dieser Wandlung versucht *Mehmet* sich zu assimilieren, er hofft auf die Anerkennung der Zugehörigkeit und die Minderung von Diskriminierungen. Eine andere Assimilierungsstrategie sieht *Velho* in dem Versuch, die eigene Haut zu bleichen. Das Ansinnen, sich durch äußerliche Angleichung zu assimilieren, verweist auf die destruktive Dynamik, die mit ständigen rassistischen Zuschreibungen einhergehen.

Neben dem Assimilierungsversuch durch Angleichung beschreibt *Velho* eine zweite bedeutsame Strategie im Umgang mit rassistischer Diskriminierung: das Phänomen der Selbstethnisierung. Ständig als *Muslim* und/oder *türkisch (arabisch o. ä.)* angesprochen und eingeordnet, verschreiben sich manche als *muslimisch* markierte Jugendliche tatsächlich mehr der Religion oder nähern sich dem arabischen oder türkischen Nationalismus an. Im Fall der türkeistämmigen Jugendlichen sei die Identifikation mit den Grauen Wölfen² im Kontext von antimuslimischem Rassismus augenfällig. *Velho* interpretiert die Zuwendung zur Religion oder zu nationalistischen Organisationen als Versuch des physischen Überlebens, als Hoffnung auf Selbstwirksamkeitserfahrungen.

Diese Realität wirft aus ihrer Sicht natürlich Fragen für die Soziale Arbeit und die Gesamtgesellschaft auf: Welche positiven Identifikationserfahrungen werden Jugendlichen in den Einrichtungen der Sozialen Arbeit und in der Gesellschaft ermöglicht, die ihnen Anerkennung gewähren und die positive Alternativen zu nationalistischen und fundamentalistischen Angeboten darstellen?

Praxisreflexion

Als ich bei einer Fortbildung die jugendlichen Strategien im Umgang mit Rassismus vorstellte und u. a. auf das von *Astride Velho* dargestellte Phänomen der Selbstethnisierung zu sprechen kam, meinte eine Sozialarbeiterin anschließend: „Ich fühle mich nun darin bestätigt, den Jugendlichen, die von der Türkei und von ihrem Präsidenten *Erdoğan* schwärmen, zu sagen, dass sie dann doch zurück in die Türkei gehen sollen, wenn da alles so toll ist. Ich sage ihnen, dass

sie sich hier zu integrieren haben, Mädchen anständig behandeln müssen und Juden nicht beleidigen dürfen.“

Wenn ich diese Aussage genauer analysiere, ergeben sich verschiedene Interpretationsansätze für diese problematische Äußerung: Möglicherweise ärgert oder empört sich die Sozialarbeiterin über menschenverachtende und nationalistische Äußerungen, egal von wem sie kommen und vor welchem Hintergrund (z. B. Rassismuserfahrungen, Erfahrungen des Nicht-Dazugehörens) sie geäußert werden. Sie weiß mit den Selbstethnisierungsprozessen der türkeistämmigen Jugendlichen möglicherweise nicht anders umzugehen, als sie derart machtvoll zurückzuweisen. Vielleicht ist sie sich ihrer Macht nicht bewusst und sich nicht im Klaren darüber, dass sie einmal mehr zur gewaltvollen Ausgrenzung der Jugendlichen beiträgt und deren Erfahrungen des Nicht-Dazugehörens (ungewollt) bestätigt. Auf jeden Fall aber entsprechen ihre Wahrnehmungen den gesellschaftlichen Diskursen, deren Normalitätsvorstellungen, Wissensbeständen und Routinen: *Sie* sind nicht integriert, *sie* wollen sich nicht integrieren, hängen an ihrer alten Heimat, sind vermeintlich frauenverachtend und antisemitisch. Damit bekräftigt die Sozialarbeiterin – ungewollt oder nicht – die problematischen gesellschaftlichen Diskurse, die spätestens seit Herbst 2015 Rassismus, Antisemitismus und Sexismus in erster Linie als Phänomene *der Anderen, der Migrant*innen* beschreiben.

Es kommen drei unterschiedliche Verantwortungsebenen in den Blick: In individueller Hinsicht die pädagogische Fachkraft; in der institutionellen Betrachtungsweise die Einrichtung, in der sie tätig ist, und bezüglich der strukturellen Aspekte sind es die gesellschaftlichen Diskurse, Gesetze, Routinen und Normalitätsvorstellungen. Alle drei Ebenen sind miteinander verwoben. Auch Fachkräfte der Sozialen Arbeit sind nicht frei von Ressentiments, übernehmen manches Mal gesellschaftliche Routinen und Normalitätsvorstellungen, ohne diese kritisch zu hinterfragen. Vielleicht fehlt es auch an einer ausreichenden Differenz- und Diskriminierungssensibilität. Die Frage, die sich hier stellt, ist, inwieweit die Fachkräfte bereit sind, eigene Ressentiments über Bord zu werfen und sich fachlich für die Anforderungen der Migrationsgesellschaft fortzubilden.

Die Einrichtung muss sich fragen lassen,

welchen Stellenwert sie den Diskriminierungserfahrungen ihrer Klient*innen beimisst, ob sie diese hört und ernst nimmt. Was tut sie zum Abbau von Diskriminierungen? Inwieweit unterstützt und qualifiziert sie ihre Mitarbeiter*innen im Umgang mit migrationspädagogischen Fragestellungen?

Die gesellschaftlichen Diskussionen, Normalitätsvorstellungen und Routinen bilden die Basis für die Wahrnehmungen der Fachkräfte und das Handeln der Einrichtungen: Ohne diese problematische strukturelle Ebene ist das Handeln von Fachkräften und Einrichtungen nicht zu verstehen. Denn Rassismus ist keine anthropologische Konstante, die das Denken und Handeln von Menschen und Einrichtungen maßgeblich und einseitig beeinflusst. Es sind postkoloniale und postnationalsozialistische Ideologien von der Ungleichwertigkeit der Menschen, die Denken und Handeln strukturieren (vgl. Beitrag von Claus Melter). In Deutschland ist die Tatsache der Migrationsgesellschaft mittlerweile zwar formal anerkannt, aber diese Realität ist noch nicht in all ihren Konsequenzen bei Politiker*innen, Medienvertreter*innen, Lehrenden oder Sozialarbeiter*innen angekommen. Die Selbstverortung als *deutsch-türkisch* wird immer noch als Indiz für mangelnde Integration verstanden und nicht als Selbstverständlichkeit einer Migrationsgesellschaft. Deshalb äußert sich die Sozialarbeiterin im oben genannten Beispiel so, wie sie es tut, nämlich den gesellschaftlichen Diskursen entsprechend.

Wir können Menschen, die rassistisch denken und handeln, nicht ausreichend verstehen, wenn wir nicht die Institutionen und vor allem die gewaltsamen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in den Blick nehmen, die das Denken und Handeln der Individuen strukturieren. Zugleich aber dürfen Mensch und Institution nicht aus ihrer Verantwortung entlassen werden, denn sie können Sand ins Getriebe der problematischen Strukturen streuen oder für einen weiterhin reibungslosen, aber diskriminierenden, ausgrenzenden Ablauf sorgen.

Selbstwirksamkeit, Handlungsfähigkeit und Widerständigkeit

Astride Velho zeigt in ihrem Beitrag auf, dass nicht alle Jugendlichen, die Rassismuserfahrungen machen, schwer belastet oder gar traumatisiert sind. Viele Jugendliche können auf Ressourcen zurückgreifen, um mit diesen Erfahrungen selbstschützend umzugehen. Kinder und Jugendliche können

aufgrund eigener Rassismuserfahrungen auch eine Haltung entwickeln, die durch eine erhöhte Sensibilität für Ungerechtigkeiten gekennzeichnet ist und die sich entsprechend positionieren und einmischen. Rassismuserfahrungen können auch konstruktive Selbstwirksamkeit, Handlungsfähigkeit und Widerständigkeit fördern und damit gesellschaftliche Veränderungen vorantreiben. Dieser Hinweis ist insofern bedeutsam, als er Fachkräfte der Sozialen Arbeit vor einer verengenden Wahrnehmung von Kindern und Jugendlichen mit Diskriminierungserfahrungen zu schützen vermag. Ein paternalistischer Blick auf sie verschleiert ihre Kompetenzen und Potenziale.

Historisches Wissen und notwendige Analysen

Dr. Claus Melter, Professor für Soziale Arbeit in der Migrationsgesellschaft an der FH Bielefeld, verweist in seinem Beitrag auf die koloniale und nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands, die nicht einfach *vergangen* ist, sondern bis heute *unseren* Blick auf *Andere* beeinflusst und strukturiert. Es ist für Sozialarbeitende bedeutsam, die Praxen der Menschenrechtsverletzungen zu kennen. Historische Kenntnisse der Kolonialzeit und des Nationalsozialismus verdeutlichen die Involviertheit und die Verwobenheit der Sozialen Arbeit in gewaltvolle und rassistische Praxen, beispielsweise bei der Selektion von Menschen für die Vernichtungsmaschinerie des NS. Melter verbindet mit den historischen Kenntnissen die Hoffnung auf ein verstärktes Bewusstsein für die Verantwortung jedes Einzelnen und der Einrichtungen der Sozialen Arbeit für eine angemessene(re) Umgangsweise mit aktuellem Rassismus. Es stellt sich auch heute die Frage, wem unsere Solidarität gilt, den verletzten Adressat*innen unserer Arbeit oder den Vorgesetzten, den Auftrag- und Geldgeber*innen. Eine spannende Frage angesichts von finanziellen Abhängigkeiten, machtvollen Hierarchien und rassistisch aufgeladenen gesellschaftlichen Diskursen!

Melter stellt einen interessanten Ansatz aus England vor, wo Schulen kontinuierlich zu rassistischen Vorfällen Stellung zu beziehen haben. Gibt es von einer Schule keine Vorfälle zu melden, wird diese von einer Kommission aufgesucht, um zu untersuchen, wie es die Schule geschafft hat, rassistische Vorfälle zu verhindern. Das ist auch für Deutschland ein gutes Verfahren, so Melter, beispielswei-

Historisches Wissen über die Involviertheit der Sozialen Arbeit in gewaltvolle Praxen kann ein Bewusstsein für die Verantwortung im Umgang mit aktuellem Rassismus stärken.

Es ist noch zu wenig bekannt, wie sich Rassismus in Schule oder Sozialer Arbeit verhindern lässt und wie damit angemessen umzugehen ist.

se für „Schulen ohne Rassismus“. Bislang gibt es kein unabhängiges Beschwerdemanagement und es ist zu wenig bekannt, wie sich Rassismus in Schule und Sozialer Arbeit verhindern lässt oder wie damit umzugehen ist. Notwendig ist daher eine Überprüfung unserer Arbeit, um sicher sein zu können, wie gut diese wirklich ist, was funktioniert und was nicht. Es reicht nicht aus zu sagen, „Rassismus finden wir blöd“, wenn zugleich die von Rassismus betroffenen Menschen immer wieder von der Erfahrung berichten, dass ihnen in der Schule/in der Einrichtung nicht zugehört wird. Es gibt Schulen, die die gewaltvolle Unterscheidung zwischen *uns* und *ihnen* zu durchbrechen wissen und es ist spannend herauszufinden, was diese Schulen anders machen, also von ihnen zu lernen.

Praxisreflexion

Weil ihn Mitschüler*innen bedrohten und antisemitisch beschimpften, nahmen Eltern ihren 14-jährigen Sohn im Frühjahr 2017 von einer Berliner Schule. In einem offenen Brief zeigte sich die Leitung der Gemeinschaftsschule, die den Titel „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ trägt, entsetzt. Mitschüler*innen hatten den Jungen aufgrund seiner Religionszugehörigkeit mehrfach beleidigt und schließlich angegriffen. „Wir verlieren hier einen besonders engagierten und leistungsorientierten Schüler“, hieß es in einem Brief des Schulleiters. Eine interessante Äußerung. Wäre das Antisemitismusproblem, das deutlich geworden war, geringer, wenn der Schüler kein „besonders engagierter und leistungsorientierter Schüler“ gewesen wäre? Die Eltern des Schülers warfen dem Schulleiter vor, viel zu spät reagiert zu haben.

Dass Schüler*innen aus rassistischen oder antisemitischen Gründen verbal und auch tätlich angegriffen werden, ist nicht neu. Dass dies auch an Schulen, die den Titel „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ tragen, passiert, erstaunt nicht wirklich. Aber dieses Beispiel macht deutlich, dass der Titel „Schule ohne Rassismus“ unangemessen ist: Angesichts der problematischen gesellschaftlichen Strukturen gibt es in Deutschland keine Schule, die außerhalb der rassistischen Rahmenbedingungen steht, die nicht zwischen *uns* und *ihnen* unterscheidet – vor allem in ethnisch/nationaler und in sozialer Hinsicht. Zudem besteht die Gefahr einer De-Thematisierung, weil es bisweilen nach der Titelverleihung nicht mehr

als notwendig angesehen wird, weiterhin Rassismus zu problematisieren. An diesem Beispiel wird m. E. deutlich, welche Vorteile das englische Modell auch für Schulen und Einrichtungen der Sozialen Arbeit in Deutschland hat: Mangelnde Wachsamkeit und fehlende Sensibilität für Diskriminierungen könnten nicht mehr unter den Tisch gekehrt werden, sondern würden kritisch in Augenschein genommen. Schulen und Einrichtungen, die noch am Anfang der Entwicklung zu einer diskriminierungskritischen Organisation stehen, könnten von denen lernen, die es bereits besser machen, ohne ständig das Rad neu erfinden zu müssen.

Die verschiedenen Tagungsbeiträge verdeutlichen die verhängnisvollen Verstrickungen von individuellem und institutionellem Handeln in problematische gesellschaftliche Strukturen. Sie ermutigen aber auch zur Spurensuche nach gelingenden Ansätzen, die angemessener auf Rassismus und andere Diskriminierungsformen zu reagieren wissen.

¹ Kursivsetzungen dienen der Distanzierung, denn es gibt nicht *die Anderen, diesen Mehmet, die Muslime, die Zugehörigen* oder *Nicht-Zugehörigen*. Die Kursivsetzungen dienen als Hinweis auf den Konstruktionscharakter der jeweiligen Person oder Gruppe.

² Als Graue Wölfe werden auch in Deutschland aktive türkisch-nationalistische Rechtsextreme bezeichnet.

Autorin

Anne Broden leitete 17 Jahre das Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusarbeit in NRW (IDA-NRW). Seit 2017 arbeitet sie freiberuflich zu den Themen Rassismus und Antisemitismus, Migrationspädagogik sowie Rechtsextremismusprävention.

Kontakt: www.AnneBroden.de

IMPRESSUM

jugendsozialarbeit aktuell
c/o LAG KJS NRW
Ebertplatz 1
50668 Köln
E-MAIL: aktuell@jugendsozialarbeit.info
WEB: www.jugendsozialarbeit.info

jugendsozialarbeit aktuell (Print)
ISSN 1864-1911
jugendsozialarbeit aktuell (Internet)
ISSN 1864-192X

VERANTWORTLICH: Stefan Ewers
REDAKTION: Franziska Schulz
DRUCK/VERSAND: SDK Systemdruck Köln

